

Gerhard Handschuh

Weihnachten vor 200 Jahren im fränkisch-thüringischen Raum

*Aus den Jugenderinnerungen von 1791 des Dr. Andreas Wendel,
Direktor am Coburger Gymnasium Casimirianum.*

Innerhalb volkskundlicher Beschäftigung mit Bräuchen übt der Weihnachtsfestkreis einen nachhaltigen Reiz aus, sei es sentimentale Überhöhung, Kritik oder Mitteilung historischer Erkenntnisse herausfordernd. Zu Zielpunkten und Pfaden der Begegnung mit der Geschichte des Weihnachtsfestes werden dabei im 18. und vor allem im 19. Jahrhundert die „Waldnester“ zwischen Eisenach und Sonneberg, wie sie der „*Thüringer Wandersmann*“ August Trinius (1851–1919) in seinen 1909 veröffentlichten „*Skizzen aus dem Thüringer Walde*“ in romantischer Weise beschrieben hat. Vor allem zu nennen ist das Meininger Oberland mit Sonneberg als Zentrum, das – wie bereits die „*Beschreibung des Obergerichts Sonneberg de anno 1735*“ vermerkt – „Mahler“ hat, die „*allerhand hölzerne Kinderwaren, item Schachteln und dergleichen anstreichen*“ und wo über die Glashütte „*Lausche*“ zu erfahren ist: „*Hier wird das Glas machen stark getrieben und Glaß von allerhand Facon fabriciert*“. Ende des 19. Jahrhunderts blühte in Lauscha allerdings erst die Herstellung gläsernen Christbaumschmucks. Doch sind es die „*Kinderspielwarenmacher*“, wie sie Karl Ernst Adolf von Hoff (1771–1837) und Christian Willhelm Jacobs (1763–1814) in ihrem Reisehandbuch „*Der Thüringer Wald*“ von 1812 gehäuft aufzählen, die gerade um Weihnachten mit ihrer Geschäftigkeit das Bild in den südthüringischen Dörfern und Residenzstädten der napoleonischen Ära prägten.

Zeit und Verfasser

Es ist die Zeit der Kleinstaaterei in Thüringen – kurz bevor die Durchzüge des gegen

Frankreich bestimmten Reichsheeres die Region ab 1792 kaum zur Ruhe kommen ließen. Zwei für Europa bestimmende Revolutionen, nämlich in den Jahren 1789 und 1830/48, verdeutlichen die Gegensätze in einer nur scheinbar heilen Welt des Biedermeiers, die noch zwischen dem Vernunftglauben der Aufklärung und einer schwärmerischen Rückbesinnung innerhalb der Romantik schwankte. Pointiert fasste dies 1924 Ludwig Kaemmerer in seinem Aufsatz über „*Romantik und Biedermeier in Coburg*“ zusammen: „*Die schweren Wolken, die sich immer wieder am Horizont der Zeit auftürmten, glaubte man durch aufgemaltes, sentimentales Abendrot erträglicher machen zu können, der Mondschein, der dem Gemüt Ruhe und Gefühlsablenkung zu gewähren schien, wurde – wenn nötig – ohne Bedenken durch eine Theaterlaterne mit Oelpapier ersetzt.*“

Einflüsse aus Aufklärung und Romantik begegnen sich auch in Johann Andreas Wendels Jugenderinnerung „*Der Weihnachtsbesuch in der Residenz*“, die in dem selten gewordenen „*Coburgischen Taschenbuch für das Jahr 1821*“ veröffentlicht ist. Kürzere Beschreibungen des Weihnachtsfestes in Franken und Thüringen um 1800 gibt es nur wenige, so zum Beispiel innerhalb der Autobiographie des in Nördlingen geborenen Kunstmalers Albrecht Adam (1786–1862), stellenweise in Briefen und Werken Goethes, Schillers, Jean Pauls oder des mit letzterem befreundeten Ernst Wagner (1767–1812) aus Rossfeld bei Meiningen.

Somit stellt die Schrift des 1779 in Eisfeld geborenen Johann Andreas Wendel für die

fränkisch-thüringische Region eines der frühesten, für Coburg-Hildburghausen überhaupt das erste ausführlichere Literaturdenkmal zum Weihnachtsfest dar. Dr. phil. Andreas Wendel war der Sohn des Eisfelder Konrektors Johann Martin Wendel und der Wilhelmine Christina, Tochter des Stück- und Glockengießers Johann Andreas Mayer aus Coburg. Er trat in Nürnberg als Herausgeber einer Zeitung und als Verfasser verschiedener philosophischer Abhandlungen hervor, ehe er 1809 als Professor an das Coburger Gymnasium Casimirianum kam. 1819 wurde er dessen Direktor. Verheiratet war er mit Christiana Friederike Sophia Glaser, einer Urenkelin des Coburger Chronisten Georg Paul Hönn (1662–1747). 1834 wurde er mit dem Titel „Herzoglicher Rat“ in den Ruhestand versetzt. Nur sechs Jahre nach seiner Pensionierung verstarb Wendel 1840 in Coburg.

Eine Winterwanderung von Eisfeld nach Hildburghausen

„Höre mir also, geliebter Leser! freundlich zu, wenn ich Dir erzähle, dass ich einst als zwölfjähriges Büblein des Morgens in aller Frühe an einem schönen Wintertag mit der Botenfrau lustig fortzog, um von meinem armseligen Landstädtlein einen Ausflug in die große Welt zu thun, und die Freuden der benachbarten Residenz am heiligen Christfest mit zu genießen.“ Mit einem „Butterbrod“ als Wegzehrung sehen wir den kleinen Johann Andreas Wendel von Eisfeld aus am 24. Dezember 1791 in Richtung Hildburghausen „getrost auf Abenteuer ausziehen, denn damals war das Zeitalter der sogenannten Freygeister ... und ich dachte mir nichts Geringeres, als ein solcher werde mir aufpassen, um zu sehen, ob ich bibelfest wäre. Noch stärker aber, als die Freygeister meinen geistigen, setzte das Marschiren in der Kälte meinen körperlichen Kräften zu, und ich sah mich bald genöthigt, das auf der Hälfte des Weges zu verzehrende Butterbrod schon an der Achtelstation desselben hervorzulangen und zu consumiren.“

Die unter dem Pseudonym „Verfasser des Josua Zipplein“ 1821 veröffentlichte Weihnachtserinnerung des Dr. Andreas Wendel an einen Besuch als Knabe beim Paten in der benachbarten Residenzstadt steht zugleich am Beginn eines pädagogischen Zeitalters, das dem Kind und damit der häuslichen und schulischen Erziehung eine gegenüber früheren Zeiten ungleich höhere Wertschätzung zukommen ließ. So mahnt Wendel einleitend: „Ein neuerer Schriftsteller behauptet, dass diejenigen Menschen für sich selbst verloren wären, die gar zu altklug das verschmäheten und vergäßen, was sie als Kinder bewegte, rührte, ergötzte, erfüllte. So steige denn gern von Deinem Standpunct der höheren Welterfahrung hernieder, und lasse Dir erzählen, wie ich als Kind meinen ersten Besuch bey meinem Herrn Pathen Adam Nüßlein machte, denn unfehlbar wirst Du Dich dabey Deiner eigenen Kindheit erinnern, und ein Augenblick heiterer Stimmung wird dich beglücken, wenn auch anderer Gewinn für Dich verloren wäre!“

Vorbei an Steudach gelangt er in den Rottenbacher Wald: „So wie bey jedem Erwachsenen eine ächte Winterlandschaft sehr viel Erfreuliches hat, so hüpfst noch mehr ein Kinderherz vor Freuden, wenn es durch einen beschneiten Tannenwald lustwandelt, und den Hintergrund der Bäume mit der Feenwelt des heiligen Christes, der Weihnachtsengel und des Knechtes Ruprecht vollzaubert. Die halb mit Schnee überzogenen Tannenzapfen erinnerten mich lebhaft an den mit vergoldeten und versilberten Nüssen behängten Christbaum und an ein vergoldetes Köfferlein, welches mir einst meine Mutter von einer Winterreise mit nach Hause gebracht, und für ein im Tannenwald erhaltenes Geschenk des Knechtes Ruprecht ausgegeben hatte. Es war mit großen und kleinen Rosinen und Mandeln angefüllt, und gab mir eine hohe Idee von dem Reichthum des Knechtes Ruprecht an andern Orten, da ich bisher in meinem Vaterhause selbst an Weihnachten nicht von ihm Rosinen und Mandeln erhalten hatte.“

Wenn auch genaue Ortsbezeichnungen fehlen und selbst der Name des Paten, der – wie später zu erfahren ist – von Beruf Notar gewesen sein muss, ein Pseudonym darstellt, lässt doch die Biographie des Verfassers auf die Residenzstadt Hildburghausen schließen.

Noch in der Rückschau wundert sich der Zweiundvierzigjährige „über die tiefen und großen Bilder ..., welche ehemals Gegenden und Naturscenen in mein Gemüth eindrückten, die ich jetzt ganz gleichgültig betrachten kann.“ Philosophierend kommt er zu dem Schluss: „Die Jugend trägt ihr warmes Herz hinaus in die bunte Welt, das Alter aber lässt die Welt nur verdrießlich in sein erkaltetes Herz hineinspielen.“

Aber da zu „den dichterischen Genüssen des Lebens“ ... „auch ein Stück Wurst (gehört), welches der Dorfwirth mit Salz, Pfeffer und Brod, nebst einem Kärtlein oder halben Maas Bier vorsetzt und dabey sein Pelzkäpplein aus Höflichkeit ein wenig rückt“, kehrt der junge Wendel wenig später in „ein nicht weit von einem Zainhammer (Schmiedebetrieb, in dem das grobe Hütten Eisen zu dünnen Streifen für die Herstellung von Nägeln gezogen wurde) liegendes Wirtshaus auf dem Weg zur Residenz“ ein. Im Gasthaus mit Namen „Eisenhammer“, vielleicht ein Vorgänger des gleichnamigen Lokals in Tremersdorf, genießt der gut gekleidete Knabe ein „Gabelfrühstück“, wozu ihm der Wirt extra einen „halb an der Wand hängenden Tisch“ herab lässt und sein Vergnügen äußert „über die Ehre, den kleinen Junker des Ochsenherren bey sich zu sehen.“ Der Ochsenherr von „Blümleinsgereuth“ (wie Wendel seine Vaterstadt scherzhaft benennt) hatte, wie er dem Leser erläutert, „die Jurisdiktion und Polizey des Viehmarktes“ inne im Unterschied zum „Gänseherrn, welcher die Aufsicht über den Gänsemarkt hatte, sich aber bey weitem nicht so viel herausnehmen durfte, denn er gehörte nur zu den Gänsen, jener aber zum Rindvieh.“ Offenbart sich hier in scherzhafter Anspielung der Beruf des Vaters als Konrektor an der Eislefelder Lateinschule im Unterschied zum „Herrn Collegen“ an der dortigen deutschen oder Mägdleins-Schule? Es ist anzunehmen.

Zierliche Schlitten und unendliches Spielwerk

Nach Bezahlung der Zeche setzte der Zwölfjährige „mit gestärktem Muth und Magen“ seine Reise fort. Bald erblickte er die Kirchtürme der Stadt, welcher er erwartungsvoll

entgegen ging. „Und je mehr ich ihr näher kam“, erinnert sich Wendel hoffnungsvoll, „desto residenzartiger kam mir alles vor: die Dörfer und Bauern traten in noblerm Styl auf, und die Vorstädte und die Häuser, welche deren Aussenwerke bildeten.“ ... „Und als ich nun vollends die Stadt betrat, – wie staunte ich nicht über die hohen, so lustig angemahlten Häuser, wie beneidete ich nicht die vielen Kinder, welche besser und modischer als ich gekleidet waren! Und endlich die zierlichen Schlitten, mit den schön geputzten Rossen, welcher Abstand gegen die bauerlichen Schleifen und Geschirre meiner Vaterstadt! Jetzt war mir klarer und klarer, welchen entzückenden Freuden ich entgegen gieng.“

Durch Nebengassen bringt die Botenfrau den jungen Wendel in die entgegen gesetzte Vorstadt zum Haus des Paten. Dort angekommen stoßen den Jungen zunächst die nüchternen und sachlichen Worte des Paten ab, der gerade einem Klienten ein Diplom ausfertigt. Das Versprechen des Paten, mit ihm nach dem Mittagessen „in der Stadt und auf dem Kindermarkt herum zu spaziren“, besänftigt ihn aber. Er darf das Haus erkunden und findet im Stall das Reitpferd des Hausherrn: „Es ist sonderbar, aber doch ganz gewiß, dass ein Roß gar bedeutsamen Einfluß auf ein Kindergemüth ausübt: nun war mir das fremde Haus gar sehr befreundet, weil ich ein Pferd in demselben wusste! Mein längeres Ausbleiben nöthigte endlich meinen Herrn Pathen selbst, mich zu suchen, und lächelnd holte er mich aus dem Pferdestall. Ich war nun hier, wie im Vaterhause, ich fand mich in alles, und war über nichts mehr verlegen oder übler Laune. Ob ich gleich noch niemals als Ehrgeiz an einer fremden Tafel gespeist hatte, wie mir dieses hier zu Theil wurde, langte ich doch unverzagt und ohne Verlegenheit manierlich zu und begleitete hierauf meinen Herrn Pathen mit allem Anstande in der Stadt und auf dem Kindermarkt.“

Über den Weihnachtsmarkt kann sich Johann Andreas Wendel noch in der Erinnerung freuen: „O Himmel, wie überraschten mich die Buden mit ihrem unendlichen Spielwerk! Sagt mir doch nichts mehr von Kunstkennern: die Kinder sind die größten Kunst-Kenner und Liebhaber! In einer solchen Bude ist alles

zusammen gerückt, was sich das Kinderherz als die gesammte Kunstwelt denkt und träumet, und macht schon der bloße Farbkasten einem Kinde großes Vergnügen, so zittert sein Herz noch mehr von Entzücken, wenn es in den glanzreichsten Farben alle diejenigen Stände des menschlichen Lebens bildlich dargestellt findet, welche es als die bedeutendsten, herrlichsten und genußreichsten sich vorstellt. Ja, wenn es gut ist, die Kinder aus dem *Orbis pictus* das Lateinische erlernen zu lassen (gemeint ist die Bilder-Fibel des Johann Amos Comenius aus dem frühen 17. Jahrhunderts), so ist es noch besser, ihnen in der Weihnachtszeit das Leben in einem Bildersaal zusammengedrückt zu zeigen: es ist die vollständigste Freude, die sie in ihrem ganzen Leben genießen können. „... „Der Herr Pathe kaufte mir hier einige Kleinigkeiten nebst einigen Zuckerplätzlein, vertröstete mich wegen eines größeren Geschenkes auf den heiligen Christ, der morgen früh bescheren werde, und gieng mit mir heim.“

Christbescherung im Patenhaus

„In angenehmen Gefühlen und frohen Erwartungen verlebte ich hierauf den Nachmittag und Abend, und gieng endlich mit der alten Rebecka (der Haushälterin des Paten) schlafen, welche mir neben ihrer Stube in einem Alkoven ein schönes Bettlein bereitet hatte.“ Zunächst ängstigt den Knaben noch das Abendgebet der Haushälterin, das „gar viel mit dem Satanas zu schaffen machte“. Aber, wie der Erzähler fortfährt, „obgleich mir im Herzen der Teufel und von aussen das grausenvolle Blasen des Thurmwächters und das Absingen seltsamer Sprüchlein des Nachtwächters gar viel zu schaffen machten, besiegte doch der holdselige Schlummer alle diese Störer meiner Ruhe“... „Es war bereits des Morgens fünf Uhr, als Rebecka vor meinem Bette stand, und mit dem Lichte in der Hand mich aufweckte, um die Bescheerung des heiligen Christes in Empfang zu nehmen. Ich staunte, gähnte, rieb mir die Augen, und hörte, wie der Nachtwächter beym Abdanken auf der Straße sang: ‚Ihr Kinderlein steht auf, der heilig Christ hat bescheert, / Der hat sein Sack ganz und gar ausgeleert.‘ O, wie schön ist es, dachte ich, wenn eine Stadt durch ihren

Herold, den Nachtwächter, die Kinder zu ihren Freuden hinruft! Schnell zog ich mich an, und ließ mich in das Bescherungszimmer hinführen.

Unvergesslich bleibt mir der Eintritt in jenes hell erleuchtete und mit den buntesten Geschenken ausgeschmückte Zimmer. Nicht allein ein Christbaum brannte über und über mit Wachslichtern, sondern auch ein Kronleuchter mit sieben Armen, so wie viele Wandleuchter erhellten das Zimmer; und zugleich erschallte vom Kirchthurm herab der feyerliche Weihnachtsgesang: ‚Ehre sey Gott in der Höhe!‘ Ich konnte mich nicht satt sehen, ich konnte über das Ganze das Einzelne nicht betrachten, der Lichtganz, der Wirrwarr bunter Bilder, und der Chorgesang hoben mich gleichsam ins Paradies, und in meinem Leben habe ich seit jener Zeit keine ähnliche Wonne gefühlt und empfunden. Von dem vielerley Spielwerk, welches ich hier bekam, kann ich das Einzelne nicht mehr angeben, und eben so wenig ein statistisches Verzeichnis der Pfefferkuchen und des Zuckerwerks, der Nüsse und Äpfel herstellen. Bloß das stehet noch fest in der Erinnerung, dass die vielerley Kleidungsstücke, welche ich ebenfalls erhielt, an einem Hutersstand (Gitterwerk mit Nägeln) aufgehängt waren, den Rebecka vom Nachbar Huter geborgt hatte. Daß diese Kleider aus dem besten Modezeug bestanden, versteht sich natürlich; so war mein Röcklein von *Merde d’oie-Biber*, die Weste von *Donner und Blitz* verfertigt, wie denn damals die Modezeuge gar sonderbare Namen führten.“

Für die Zeit typisch ist die Bescherung am Weihnachtsmorgen des 25. Dezember und auch das Geschenk von Kleidern auf einem Ständer. Bemerkenswert ist allerdings die innerhalb von Weihnachtserinnerungen frühe Erwähnung des mit Lichtern besteckten Christbaums. So muss der Brauch zumindest in den thüringischen Städten bereits Ende des 18. Jahrhunderts üblich gewesen sein, wenn der Chronist Philipp Carl Gotthard Karche (1780–1854) in seinen „*Jahrbüchern der Herzoglich Sächsischen Residenzstadt Coburg*“ (1829) für den 25. Dezember 1791 vermerkt: „... wurde Abends 9 Uhr Feuer! gerufen. Es brannte in dem Hause vor dem Steinthore an dem steinernen Thurme Nr. 222, wo die Lich-

ter die vielen Tannenbäume, Tapeten, Spielwerk, Vorhänge etc. ergriffen hatten, wurde aber bald wieder gedämpft.“

Weihnachtliche Frühmette in der Stadtkirche

Ungewöhnlich ist auch die Beibehaltung der Frühmette, über die ein wenig wohlwollender Schriftsteller in seinem in Leipzig 1791 erschienenen „Buch vom Aberglauben“ zu schreiben wusste: „Die sogenannten Frühmetten, welche aber zur Ehre des Christenthums in den allermeisten Orten schon abgeschafft sind, theils noch abgeschafft werden ... waren so ausgeartet, dass sie zur höchsten Verunehrung Gottes und des Erlösers gereichten.“ Zumindest im Raum Sachsen-Coburg-Hildburghausen scheint man in den Jahren der Auflösung des alten lutherischen Kirchenwesens und der Anpassung an das Hof-Kirchenwesen an der Christmette selbst noch keinen Anstoß genommen zu haben. Aber lassen wir den jungen Wendel wieder zu Wort kommen:

„Nachdem mich der Herr Pathe meine Sachen genugsam hatte besehen, betrachten und betasten lassen, nahm er mich mit in die Christmette, wo mich abermals die große, mit so vielen tausend Lichtern erleuchtete Kirche gar sehr in Staunen setzte. Andächtig sang ich hier das Lied mit: Vom Himmel hoch da komm' ich her, und ob ich gleich sonst selten in Kirchen ganz genau auf die Predigt Acht gegeben hatte, verlor ich doch den Pfarrer nicht aus den Augen, und seine Worte nicht aus dem Sinn. Denn er predigte nicht, wie so viele seiner Amtsbrüder, herz- und gemüthlose Betrachtungen, sondern ergriff das Christenthum so, wie es auch einem kindlichen Sinn zusagt, nemlich von jener Seite, nach welcher es Gott als den Vater der Menschen darstellt, der ihnen zur Rettung seinen Sohn zusendet, welcher auf die erfreulichste Weise geboren wird. Und eben das Ergreifen des Erfreulichen und Kindlichen im Christenthum war es, was mir als Kind jene Mettenpredigt so angenehm machte“.

Abschied von der „lieben Stadt“

Nichts störte den Verlauf des ersten Weihnachtstages „und den zweyten gieng es schon wieder nach Hause, indem ein Expresser (ein Bote) in einem Korb meine Geschenke trug, während ich selber alle neuen Kleider angezogen hatte. Ich zerfloß fast in Thränen bey dem Abschied von dem guten Herrn Pathen und seiner Rebecka, der mir noch feyerlich ein grosses Pergament in die Hand drückte, von welchem ich, wie er sagte, einst Gebrauch machen sollte, wenn ich ausstudirt hätte. / Und so zog ich denn traurig von der Heimat nie zuvor empfundener Freuden ab, und sah fast bey jedem Schritte noch einmal zurück, um diese liebe Stadt recht fest im Bilde zu behalten. Und wiewohl ich nun so stattlich geputzt war, wie weder des Amtmanns noch des Superintendents und Bürgermeisters Sohn in meiner Vaterstadt, so hätte ich doch die Freude, sie verdunkeln zu können, gern darum gegeben, wenn ich länger in der schönen Residenzstadt hätte bleiben können.“

Und was hatte es mit dem Pergament auf sich? „... es war ein Wapenbrief, den mir der Herr Pathe als Comes palatinus zum Geschenk gemacht hatte. Und wiewohl das dabey befindliche Wapen selbst, bestehend in einer Himmelsleiter voll Engel mit dem Wahlspruch plus ultra, gar fein gemahlt zu schauen war, gefiel mir doch dieses am meisten, dass ich es nach Ehren, Nothdurften, Willen und Wohlgefallen gebrauchen, haben und führen sollte in allen und jeglichen ehrlichen und redlichen Sachen und Geschäften, zu Schimpf und Ernst, in Streiten, Stürmen, Schlachten, Kämpfen, Stechen, Fechten, Feldzügen, Panieren, Zelten, Anschlagen, Insiegeln, Ringen, Petschaften, Kleinodien, Begräbnissen, Gemälden an den Fenstern und Wänden, und sonst an allen und jeden Orten und Enden. So war ich denn auch hierinn durch meine Weihnachtsreise mitten in das Leben hinausgewiesen worden, und hatte schon früh die Weisung bekommen, über dessen Stürme und Schlachten hinüber zum Begräbnis zu blicken. Und hiermit, geliebter Leser, bin ich zu Ende.“

Das Weihnachtsfest – ein Lebenstraum?
Über zweihundert Jahre sind seit diesem

Kindheitserlebnis vorüber gegangen. Vieles hat sich verändert. Geblieben aber ist, wie Johann Andreas Wendel am Schluss feststellt, „ein ganzer Zauberkreis jugendlicher Erinnerungen“, der sich immer wieder neu mit Weihnachten verbindet. Ein durch sein dichterisches Werk ungleich berühmterer Sohn Frankens, den zu Anfang auch der Beruf des Lehrers nährte und dem Hildburghausen sowie der Wohnsitz Coburg 1803/04 gleichfalls wohl vertraut waren, nämlich Jean Paul, hat dies noch poetischer zu erfassen gewusst:

„Ach das bloße Schlaraffenland von Eß- und Spielwaren war es nicht, was damals mit seiner Perspektive wie ein Freudenstrom gegen die Kammern unsers Herzens stürmte und was jetzt im Mondlicht der Erinnerung mit seinen dämmernden Landschaften unsere Herzen süß auflöst. – Ach, das war es, das ist, dass es damals für unsere grenzenlosen Wünsche noch grenzenlose Hoffnungen gab; aber jetzt hat uns die Wirklichkeit nichts gelassen als die Wünsche!“

Reinhold Albert

Volkskundliches zum Weihnachtsfest, aufgezeichnet vor 100 Jahren

Im Grabfeld gab es in früheren Zeiten insbesondere zur Weihnachtszeit unzählige Bräuche, die in den jeweiligen Orten unterschiedlich gehandhabt wurden, und die heute weitestgehend in Vergessenheit geraten sind. So hielten in **Großbardorf** noch um die Jahrhundertwende in der Vorweihnachtszeit junge Burschen oder Mädchen sogenannte Flöhgarnabende. Sie waren verkleidet mit den „trolligsten Figuren“ von Kostümen, ist überliefert. Sie gingen in die Häuser, wo sie wussten, dass es Obst gab und riefen so lange „Flöhgarn, Flöhgarn“, bis sie ein Geschenk erhielten, welches in Äpfel, Nüssen und dergleichen bestand. Dies wurde für einen Scherz angesehen. Die Leute überreichten die Geschenke gerne, ist in einer 1908 vom Verein für Volkskunde und Volkskunst in München durchgeführten Umfrage überliefert.

Literaturverzeichnis:

Primärquelle:

Der Weihnachtsbesuch in der Residenz bey dem Herrn Pathen Adam Nüßlein. Von dem Verfasser des Josua Zipplein. In: Coburgisches Taschenbuch für das Jahr 1821, S. 291–323.

Weiter hinzugezogene Literatur:

Das Buch vom Aberglauben. Leipzig 1791 (Neue Aufl.), S. 330.

Hoff, K(arl) E(rnst) A(dolf) v(on)/Jacobs, C(hristian) W(ilhelm): Der Thüringer Wald besonders für Reisende geschildert. Zweite oder südöstliche Haelfte. Gotha 1812; hier: S. 482ff.

Kaemmerer, Ludwig: Romantik und Biedermeier in Coburg. In: Coburger Heimatblätter, Dez. 1924, H.5, S. 1–13; hier: S. 12.

Karche, P(hilipp) C(arl) G(otthard) (Hrsg.): Jahrbücher der Herzogl. Sächs. Residenzstadt Coburg. 2. Bd. Coburg 1829; hier: S. 113, 214.

Trinius, August: Auf grünen Pfaden. Skizzen aus dem Thüringer Walde. Minden i.W. 1911², bes. S. 257ff.

In der gleichen Umfrage wird aus **Rot-hausen** mitgeteilt, während der sogenannten Christnächte durften keine Linsen gekocht werden, da die Leute sonst im kommenden Jahr Geschwüre bekämen. In Rothausen war es um die Jahrhundertwende auch noch üblich, dass die älteren Schulkinder zu Weihnachten hin und wieder einen Umzug durch die Häuser hielten, kostümiert als Vorläufer, Christkind, Engel, Hirten und Drei Könige. Sie sangen und sagten Gedichte auf, wofür sie kleine Geschenke erhielten.

In **Großbardorf** stellten die Kinder Weihnachten, wenn das Christkind kam, Teller auf den Herd. Sie mussten in die Stube, um zu beten. Danach nahm die Mutter in der Küche die Ofengabel und stocherte im Kamin herum, so dass es ein ordentliches Getöse gab. Die